

Wöchentlich erscheinen drei Nummern.  
Pränumerations-Preis 22½ Silberg.  
(4 Thlr.) vierteljährlich 3 Thlr. für  
das ganze Jahr, ohne Erhöhung,  
in allen Theilen der Preussischen  
Monarchie.

# Magazin

Pränumerationen werden von jeder  
Buchhandlung (in Berlin bei Veit  
u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so  
wie von allen Königl. Post-Ämtern,  
angenommen.

für die

## Literatur des Auslande.

N<sup>o</sup> 111.

Berlin, Donnerstag den 16. September

1847.

### Frankreich.

Das Triumvirat der französischen Revolutions-Geschichtschreiber Louis Blanc, Michelet und Lamartine vor dem Forum der französischen Kritik.

Die Leser werden sich unseres Urtheils über die beiden Ersteren der oben-erwähnten Historiographen noch entsinnen. \*) Was den Letzten betrifft, so haben wir wenigstens Proben seines Werkes mitgetheilt. Es dürfte daher nunmehr von Interesse seyn, zu erfahren, was die französische Kritik zu jenen Werken sagt. Was uns selbst betrifft, so können wir nicht leugnen, daß wir lange schon auf ein gebiegenes Urtheil seitens derselben gewartet haben. Denn die kleinen hier und da auftauchenden Ausfälle gegen die von uns besprochenen Werke, besonders aber gegen die Geschichte der Girondisten, zeigten sich zu deutlich als vom Parteigeist oder Privat-Interesse eingegeben, als daß sie einer besonderen Aufmerksamkeit werth gewesen wären. Selbst ein größerer und von geschickter Hand geschriebener Artikel der legitimistischen „Mode“ erschien uns weit mehr als eine Charakteristik der Tendenz dieses Journals, das alles Heil für Frankreich nur von dem Messias in Großdorf erwartet, denn als eine Charakteristik der zu beurtheilenden Werke. In ihrem ersten Jahrgange hat sich nun auch die Revue Indépendante ausgesprochen, und zwar in einem ausführlichen Artikel, der alle drei berühmten Werke in eine vergleichende Betrachtung zusammenfaßt. Was Herr Pascal Duprat — der Referent der erwähnten Revue — über Michelet und Blanc sagt, stimmt in manchen Punkten so sehr mit unserem eigenen Urtheil über sie zusammen, daß wir uns nicht die Genugthuung versagen können, die Hauptpunkte seines Urtheils in gedrängter Kürze zusammenzufassen, wobei wir in Betreff der aus jenen Werken zitierten Stellen auf die in unserer Kritik enthaltenen Auszüge verweisen können.

#### 1. Louis Blanc.

Der französische Kritiker bespricht zuerst Louis Blanc's Geschichte der französischen Revolution. „Louis Blanc“ — so beginnt er seine Kritik — „ist in dem bisher veröffentlichten Bande, in dem er nur bis an die Schwelle der Revolution gekommen ist, nicht eigentlich als Historiker, sondern als Philosoph aufgetreten. Der Verfasser wollte, ehe er auf die Betrachtung der Thatsachen einging, den Ursprung dieser socialen Bewegung auf bestimmte Prinzipien zurückführen. Diese Methode hat ihre Gefahren, deren hauptsächlichste darin besteht, daß man den Ursprung entweder zu weit zurück verlegt, oder ihn zu nahe der Gegenwart sucht, wodurch in beiden Fällen die Frucht der ganzen Untersuchung verloren geht. Der Verf. steigt nun bis zu dem Kosnitzer Konzill und Johann Hus hinauf. Aber ist dies der wahre Ausgangspunkt der Revolutionsgeschichte? Wo liegt der Grund und die Nothwendigkeit, daß man nicht noch weiter zurückgehen kann? Louis Blanc sieht in dem böhmischen Apostel den ersten Repräsentanten des Prinzips der Verbrüderung, das auf dem Panier der Revolution stand. Wahrlich, die Helven der Revolution würden sehr erstaunt seyn, wenn sie jetzt die Erfahrung machen sollten, daß sie nur Erben von Johann Hus gewesen seyen. Ohne Zweifel ist es leicht, für die gegenwärtigen Zustände Ähnlichkeiten in früheren Perioden zu finden. Aber dann irrt man sich gerade über das, was den speziellen Charakter und die unterschiedliche Natur derselben ausmacht, indem man auf eine neuere historische Verbindung (siliation) schließt, wo nur eine Analogie stattfindet. Die Folge davon ist, daß selbst die uns nahe berührenden Thatsachen ihre eigenthümliche Physiognomie verlieren, um eine fremde Maske vorzunehmen.“

„Der Verfasser, welcher sich durch seine Theorie“ — siehe unsere Kritik a. a. D. — „für ermächtigt hielt, bis zum 15. Jahrhundert und seinen Bewegungen herabzusteigen, hat so ebenfalls die Revolution an ein Prinzip geknüpft, das nicht das ihrige war. Wie alle Schismatiker innerhalb der christlichen Kirche haben sich auch die Hussiten auf die Autorität der Bibel gestützt, während die Revolution, ohne mit dem Prinzip des Christenthums in Widerspruch zu gerathen, jede geschriebene Autorität, alle Traditionen und positiven Gesetze verwarf, und sich nur auf die Vernunft und die in dieser begründete Idee des Rechts stützte.“ Der Referent geht nun auf die in unserer Kritik ebenfalls besprochenen Grundsätze der Blanc'schen Theorie ein, nämlich auf den Unterschied und die historische Entwicklung der drei Prinzipien der Autorität, des Individualismus und der Verbrüderung, welche nach Blanc

„sich in die Welt getheilt haben“ sollen, worüber er sich folgendermaßen äußert: „Man konnte diesen drei Prinzipien mancherlei entgegenhalten. Kann man zum Beispiel behaupten, daß der Individualismus den anderen beiden, der Autorität und der Verbrüderung, entgegengesetzt sey? Muß der Individualismus in einem Staate, dessen Besitz die Verbrüderung ist, unterdrückt werden? Und was ist überhaupt die Verbrüderung mehr als ein leerer Schall, sobald man ihren Begriff und ihr Wesen nicht bestimmt? Die oft sehr philosophische Sprache der Revolution hatte die drei Worte vereinigt: Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung. Und in der That setzen sie für die Gestaltung, nach der der moderne Geist in seinen socialen Bestrebungen ringt, einander als nothwendig voraus. Die Verbrüderung allein entspricht in keiner Weise dem ganzen Begriff des Gesetzes und der Idee dieser socialen Gestaltung. Es ist zu bedauern, daß Louis Blanc, dessen Sprache gewöhnlich so bestimmt und klar und dessen Verstand so scharf ist, in diesen wichtigen Prämissen nicht genauer zu Werke gegangen ist, besonders weil er sie als drei feste Formen betrachtet, in die er alle verschiedensten und verwickeltsten Thatsachen der modernen Geschichte hinein zwängt. — [Vielleicht würde eine Vergleichung mit den Bettstellen des Prokrustes nicht unpassend seyn. Der einzige Unterschied würde etwa darin bestehen, daß der Letztere sich bloß zwei eiserner Bettstellen bediente, um die Glieder der Fremdlinge durch Abschneiden oder Ausreißen zu verkürzen oder zu verlängern, während Louis Blanc über drei logische Bettstellen zu disponiren hat, auf denen er die geschichtlichen Thatsachen derselben Prozedur unterwirft. —] „Man kann sagen, daß dieses Verfahren sowohl den Personen wie den Dingen eine gewisse Gewalt anthut.“ — [Prokrustes begnügte sich doch wenigstens mit den Ersteren.] „Der Geschichtschreiber, der Alles in die selbstkonstruirten Reformen hineinzwängen will, kehrt sich oft nicht an die Hindernisse, denen er begegnet.“ — [In der That, die Ähnlichkeit mit dem altgriechischen Räuberhauptmann wird immer schlagender. Sollte unser französischer Kritiker vielleicht auch in dem Gedanken an diese Analogie mit uns sympathisirt und sich nur geschämt haben, ihn so ohne Weiteres auszusprechen? —] Nachdem der Referent noch einige Belege für seine Behauptungen angeführt, z. B. die Zusammenstellung von Heinrich IV. und Richelieu als Apostel des Individualismus, faßt er diese ganze Manier in die sehr bezeichnenden Schlussworte zusammen: „Andere Thatsachen sind in ganz ähnlicher Weise mit mathematischer Strenge nach dem Muster der Ideen zugeschnitten, die das ganze Werk beherrschen“ (. . . sont pliés d'une manière analogue à la rigueur mathématique des idées qui dominent l'ouvrage), und giebt zuletzt noch dem Leser den wohlgemeinten Rath, vor der Lektüre desselben die glänzende, aber verkehrte (erronée) Einleitung in das revolutionaire Drama auf ihre „wahren Verhältnisse“ zurückzuführen. — Was sagt jetzt Herr Biardot zu diesem französischen Urtheil?

#### 2. Michelet.

„Das Buch Michelet's beginnt, wie das von Louis Blanc, mit einer, aber in ganz verschiedenem Sinne verfaßten Einleitung“ — sagt unser Kritiker, indem er sofort auf die Prinzipien, in denen Michelet die objektiven Motive der Revolution sieht, die aber bei ihm einen rein negativen Charakter haben, nämlich das Christenthum und die königliche Macht, übergeht und die daraus gezogenen Folgerungen zu widerlegen sucht. „Es ist nicht richtig“ — schließt er diese Widerlegung — „zu sagen, daß die Idee der Revolution der Idee des Christenthums entgegengesetzt war: eine solche Behauptung beruht auf dem doppelten Mißverständnis der Revolution wie des Christenthums. Wir gehören gleichwohl keinesweges zu Denjenigen, die da behaupten, das Christenthum oder gar der Katholizismus habe die Revolution gemacht. Man kennt ja die Ansicht Roms hierüber, und diese Ansicht genügt. Die Revolution war die Frucht der modernen Entwicklung rein menschlicher Vernunft, einer Entwicklung, die aber dem Christenthum ihren Ursprung verdankt. Dies ist die Wahrheit.“ — Allerdings, dies ist die Wahrheit, aber etwas allgemein ausgedrückt. Ist es wirklich das Christenthum, d. h. die damals in Frankreich bestehende Form des Christenthums, der Katholizismus, gewesen, woraus sich die Idee der Revolution entwickelt hat? Oder ist dieselbe nicht vielmehr rein protestantischer Natur? Wir möchten das Letztere behaupten, und das hat auch Louis Blanc behauptet, bis zu Hus hinauf zu gehen. Aber unser Kritiker ist Katholik. Können wir von ihm verlangen, daß er dem Protestantismus diese Macht zuschreibt, da er als Katholik in ihm unmöglich das Streben erkennen konnte, die reine Idee des Christenthums wiederherzustellen? Und liegt darin, daß er nicht den Katholizismus, sondern das „Christenthum“ nennt, nicht Beweises genug, daß er diese reine Idee des Christenthums meint, deren Verwirklichung

\*) In No. 24, 27 und 38. des Magazins.

wir als die Tendenz des Protestantismus erkennen müssen; obgleich wir andererseits auch zugeben können, daß derselbe nicht nur diese seine Tendenz selbst oft mißverstanden, sondern auch zuweilen ganz vergessen hat? —

Nachdem der Referent über den weiteren Inhalt des Michelet'schen Buches sehr anerkennend gesprochen, schließt er seine Kritik mit einer interessanten Bemerkung über die Form desselben. „Diese Form“ — sagt er — „welche dem Verfasser einen anderen Vorwurf zugezogen hat, scheint in seinen Werken immer mehr und mehr Geltung zu erlangen. Voller Lebendigkeit, Leichtigkeit und geistreicher Wendungen, erinnert sie doch durch ihre apophoristische Manier ein wenig zu sehr an seine Vorlesungen im Collège de France, da sie so ganz das Ansehen eines Dialogs hat, daß man zuweilen die Unterhaltung des Professors mit seinem Auditorium zu hören glaubt. Michelet zeichnet sich in dieser Art des Vortrages aus. Seine kurzen und abgebrochenen Sätze könnten zuweilen dunkel erscheinen, wenn sie nicht durch die Gesticulation vervollständigt und durch die Physiognomien durchleuchtet würden. Das lebendige Mienenspiel seines feingeschnittenen und geistvollen Gesichts giebt erst dem halbvollendeten Gedanken seine volle Bedeutung. Mit der Erinnerung hieran muß auch dies Buch gelesen werden. Wir wenigstens haben es gethan und dadurch erst verstanden. Auf diese Weise haben wir es aber auch weniger gelesen als gehört, \*) denn die Physiognomie des abwesenden Verfassers erklärte uns jede Seite. Wenn wir nun zwar für unsere Person unbillig seyn würden, ließen wir uns an dieser doppelten Sprache nicht genügen, so haben wir doch zugleich das Recht, diejenigen als weniger glücklich zu betrachten, die sich mit dem bloßen Lesen begnügen müssen.“ — Allerdings? (Schluß folgt.)

## Nord-Amerika.

### Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko.

(Fortsetzung.)

#### IV.

Acht Tage vor Santana's Abmarsch hatte die amerikanische Armee die Zugänge von Monterey, der Hauptstadt des Staates Nuevo-Leon, militärisch besetzt. Die Garnison bestand in dem Augenblicke, in dem die Belagerung begann, aus 4000 Mann, und die Ankunft einer unter dem General Ponce de Leon in Gewaltmärschen herbeieilenden Brigade wurde von Stunde zu Stunde erwartet. Die Besatzung war voll Muth und hatte den Bewohnern der Stadt ihre Begeisterung mitgetheilt. Dennoch nahmen die Amerikaner ein Außenwerk nach dem anderen weg, am 23. September wurde durch eine überlegene Artillerie das Feuer der Citadelle zum Schweigen gebracht, und General Taylor richtete nun seinen Angriff gegen die Stadt selbst. In diesem entscheidenden Augenblicke sahen die mexikanischen Truppen sich von ihren Führern verlassen. Der General en chef, Ampudia, und der Commandeur der Artillerie, Requena, versteckten sich in den Grabgewölben der Kathedrale, während die Amerikaner in die Stadt eindrangen. Dennoch wurden diese von einem kräftigen Widerstande empfangen; die Straßen, die Terrassen, die Häuser und Klöster mußten einzeln erübrigt werden. Je mehr die Amerikaner in das Innere der Stadt eindrangen, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten, die sie zu besiegen hatten. Ihr Sieg wurde immer ungewisser, als sich ein von Ampudia abgesandeter Parlamentair dem General Taylor vorstellte. Ampudia's Vorschläge wurden sofort angenommen, die zwei Monate Waffenstillstand, die er beantragte, zugestanden; die Besatzung durfte mit allen Kriegsehren abziehen. In beiden Ländern täuschte man sich über die Bedeutung dieses Ereignisses. In Mexiko glaubte man der Prahlerei Ampudia's, der den Annalen mexikanischer Waffenthaten nun eine glänzende Seite hinzugefügt haben wollte; in den Vereinigten Staaten wußte man es dem General Taylor nur schlechten Dank, daß er eine fast gewisse Niederlage in einen Sieg verwandelt hatte, und befahl ihm, den Waffenstillstand, den er abgeschlossen, zu brechen.

Die Einnahme von Monterey, die ihnen an 2000 Mann gekostet, stellte die Amerikaner keinesweges sicher. Der einsichtiger Theil des Heeres begehrte laut einen Waffenstillstand. Die Freiwilligen aus Texas — ungefähr 1000 Köpfe — hatten ihre Waffen abgeliefert und den Rückweg nach ihrem Lande eingeschlagen, nicht ohne mancherlei Ausschweifungen zu begehen. Die in den Einöden, welche die Texaner durchzogen, umherschweifende Bevölkerung, rächte sich durch zahlreiche, blutige Repressalien, und den Siegern sank der Muth, als sie gewahrten, daß die Sympathieen, auf welche sie gerechnet, so gänzlich mangelten. Die Schlappe, welche am 15. Oktober 1846 eine amerikanische Escadre bei Alvarado, 16 Meilen von Vera-Cruz, erlitt, war nicht geeignet, den Muth der Truppen zu stärken.

Hatte die Einnahme von Monterey den Amerikanern weniger, als sie es erwarteten, genügt, so muß man doch gestehen, daß, seit Eröffnung der Feindseligkeiten, die Fahnen der Union eine ansehnliche Strecke Weges zurückgelegt hatten. Unmittelbar nach der Einnahme Monterey's bemächtigten sie sich Tampico ohne Widerstand und drangen sie in Kalifornien ein. Diese beiden Punkte bilden gleichsam die beiden äußersten Gränzen der Invasion, die sich gegenwärtig vom atlantischen bis zum stillen Meer ausdehnt. Auf den zwischenliegenden Punkten, in Saltillo, Chihuahua, Durango hatte das Invasionstheer die unbedingte Oberhand und behandelte die Ueberwundenen mit solcher Rücksichtslosigkeit, daß sie das, was sie wegnahmen, entweder gar nicht

\*) Ein feines Wortspiel im Französischen, das unübertrefflich ist: nous Pavons moins lu qu'entendu. „Bekommen“ würde — da es gleichfalls nicht nur „verstehen“, sondern speziell „durch Gehör verstehen“ bedeutet — noch am besten den Doppelsinn anklingen lassen.

oder mit Becheln auf Santana bezahlten. Zugleich führten die Amerikaner, welche die Blokade der Küsten zu benutzen wußten, durch Tampico, Kalifornien und Neu-Mexiko Waaren in Menge in das eingenommene Gebiet ein. Was schwieriger zu begreifen, ist, daß die Häupter der mexikanischen Nation die Handels-Operationen der Kaufleute der Union begünstigten.

Inzwischen nahte das Ende des Waffenstillstandes. Santana war in San-Luis-Potosi angelangt. Nachdem er seinen Truppen beim Schall der Militärmusik und bei Glockengeläute die Proclamation Taylors, welcher gemäß dieser am 13. November die Feindseligkeiten wieder aufnehmen zu wollen erklärte, vorlesen lassen, fiel der mexikanische Generalissimus in jene Apathie zurück, die bei ihm so häufig einer fieberischen Thätigkeit folgt. Ohne auf die Beschuldigungen, die ihn einen Verräther nannten, zu achten, theilte er seine Zeit zwischen Festlichkeiten, öffentlichen Vergnügungen und Hahnenkämpfen, die er stets außerordentlich geliebt hat. Diese Zerstreuungen nahmen ihn jedoch nur scheinbar in Anspruch. In Folge einiger Unruhen in Mexiko ließ er durch den Gouverneur von San-Luis-Potosi ein Dekret ergehen, das ihn (Santana) zum alleinigen Haupt der Republik mit der Befugniß erklärte, einen interimistischen Präsidenten zu ernennen oder ihn abzusetzen, falls er Santana's Befehlen nicht gehorche. Dieses Dekret wurde durch die Staaten Zacatecas, Guanajato, Yucatan, Mexiko und Puebla angenommen. Es bekleidete Santana mit einer wahrhaften Diktatur. Kaum jedoch hatte er dieses Resultat erlangt, als er abermals in seine Unthätigkeit verfiel. Die Amerikaner benutzten diese ihnen stillschweigend zugestandene Waffenruhe, erletzten ihre Verluste und besetzten ihre Stellungen. Erst im Februar 1847 entschloß sich der General, das Verlangen des Landes zu beschwichtigen und seine Truppen gegen den Feind zu führen.

#### V.

Von San-Luis-Potosi marschirte Santana auf Saltillo, welches General Taylor mit seinem Armeecorps besetzt hielt. Dieser jedoch erwartete den Feind nicht, sondern ging ihm entgegen und nahm bei Agua-Nueva, einige Meilen von Saltillo, eine Stellung. Allein auch diese Stellung, die, von allen Seiten offen, ihn genöthigt hatte, Santana's Angriff unter ungünstigen Bedingungen auszuhalten, verließ es auf die Nachricht vom Anmarsch der Mexikaner wieder und schlug in der kleinen Ebene von Angostura, bei einer Hacienda, genannt Buena-Vista, sein Lager auf. Santana hatte einen beschwerlichen Marsch durch die Bildniß von Cebral zurücklegen müssen, er mußte schlagen, wenn sich sein so mühsam zusammengebrachtes, mit solchen Kosten equipirtes Heer nicht zerstreuen sollte; übrigens rechnete er auf seine numerische Ueberlegenheit und auf sein Glück.

Taylor hatte zwischen zwei Bergen, welche die Ebene von Angostura beherrschten, Stellung genommen. Ein enges Thal, welches eine Landstraße durchläuft, scheidet beide Höhen. Auf dem rechten Flügel der Amerikaner zog sich eine tiefe Schlucht hin, ihren linken lehnten sie an den Fuß eines Berges. Eine starke Batterie beschränkte den Zugang zu der durch die Schlucht laufenden Straße. Endlich war das Terrain vor der Front der Amerikaner uneben und von Hohlwegen durchschnitten. Kurz, Taylor's Stellung konnte nicht forcirt werden; sein Corps war ungefähr 7000 Mann stark.

Am 21. Februar Morgens erschien das mexikanische Heer auf den dem amerikanischen Lager gegenüberliegenden Höhen. Von weitem gesehen boten diese von Hunger und Durst gequälten Truppen noch einen ziemlich glänzenden Anblick dar. Die Mexikaner zögerten nicht, sich vor dem Feinde in einer dichten Masse zu formiren, die leichten Truppen der Amerikaner zogen sich auf ihr Hauptcorps zurück, und die mexikanischen Artilleristen sprengten vor in die Ebene, um für ihre Stücke einen geeigneten Aufstellungsplatz zu suchen. Unglücklicherweise begünstigte sie das Terrain nicht, und erst am Nachmittage des 21. Februar vermochten sie es, ein Feuer zu eröffnen, welches die Amerikaner zu beantworten verschmähten.

Santana hatte das Vortheilhafte der Position Taylor's erkannt; doch ließ sich der Berg, der seinen linken Flügel deckte, erstreigen, von wo aus dann die feindliche Linie sich mit Erfolg angreifen ließ. Wirklich umgingen 2000 mexikanische Reiter die Höhe und warfen sich Taylor in den Rücken, allein die auf der ziemlich festen, durch das Thal führenden Straße aufgestellte amerikanische Artillerie ging zurück und wies den Angriff ab. Während die mexikanische Kavallerie so heiß empfangen ward, fiel ein Detachement der Amerikaner die Angreifer von hinten an und schnitt ihnen den Rückzug ab. Taylor ließ sie auffordern, sich zu ergeben, allein der Anführer der Mexikaner, der vorgab, nicht zu verstehen, was man von ihm begehrte, verlangte von dem amerikanischen Parlamentair, den Taylor an ihn abgesendet, er solle sich mit ihm in Santana's Lager begeben. Der amerikanische Offizier willigte ein, ließ sich die Augen verbinden und wurde in Santana's Zelt gebracht. Dieser, umgeben von einem glänzenden Generalsstab, verwies dem mexikanischen Offizier die unnütze Vorsicht, die er in Hinsicht des Parlamentairs angewendet. Er deutete mit der Hand auf seine Truppen und fragte den Amerikaner, ob ein General an der Spitze solcher Kräfte etwas zu fürchten habe? Der Offizier, in all seiner nordamerikanischen Nartheit, begnügte sich, eine Verbeugung zu machen und richtete seine Volkschaft aus. Santana aber, den Erstaunten spielend, runzelte die Stirn und fragte, ob General Taylor den Verlust verloren habe, daß er nicht allein 2000 Mexikaner auffordere, die Waffen zu strecken, sondern auch einen unnützen Widerstand leisten wolle? Der Amerikaner kehrte unverrichteter Dinge zurück. Währenddessen hatten jedoch die 2000 Reiter die Zeit nicht unbenutzt gelassen und sich, begünstigt durch den kurzen Stillstand, nach allen Seiten zerstreut, so daß die Amerikaner den Muth derselben nicht auf die Probe zu stellen brauchten.

Am anderen Morgen begehrte ein mexikanischer Parlamentair den ameri-

kanischen General zu sprechen. Man führte ihn vor einen Mann mit grauem Haar und runzeligem Gesicht, der auf einem Schimmel mehr hing als saß. Es war Taylor. Aufgefordert, seinen Auftrag auszurichten, antwortete der mexikanische Offizier dem General der Union in Ausdrücken einer studierten Höflichkeit, daß Se. Excellenz der General Santana ihn an den amerikanischen Feldherrn absende, um sich bei diesem zu erkundigen, was er zu thun gedenke? „Ich erwarte“, antwortete Taylor, ohne seine Haltung zu ändern, „daß er (Santana) sich ergibt.“ So waren, was ihre Bravaden anbetrifft, die beiden Generale quitt mit einander, und sie bereiteten sich zu einem neuen Kampfe vor. Dennoch verstrich der 22ste unter unbedeutenden Plänkelleien und einer mehr lärmenden, als mörderischen Kanonade.

Am 23. Febr. vor die Ebene von Angostura, diese von Schluchten zerriffene Wildnis, einen noch traurigeren Anblick wie gewöhnlich dar. Dichte Wolken zogen sich um die Gipfel der Berge zusammen und entluden sich bald in strömenden Regengüssen. Als bald verließen die Mexikaner ihre Reihen, um sich auf das sumpfige Wasser, welches sich in den Falten des Terrains sammelte, zu stürzen. Des Feindes vergessend, dachten sie nur daran, ihren brennenden Durst zu löschen. Um 10 Uhr begann der Kampf von neuem und diesmal mit außerordentlicher Hartnäckigkeit. Der Regen fiel noch immer in Strömen und machte das ungleiche Terrain für Menschen und Pferde noch gefährlicher. Ein Theil des amerikanischen Heeres, seine Stellung verlassend, rückte den Mexikanern entgegen, deren an sich schlechte Munition durch die Bitterung fast unbrauchbar geworden war. Ihrerseits ging die mexikanische Infanterie zum Angriff mit dem Bajonnet vor und warf die Brigade Indiana, die schon während des Marsches gewankt hatte. Auf einem anderen Punkte machte Santana's Kavallerie einen Angriff auf die Riflemen vom Mississippi unter dem beiden Nationen gewöhnlichen Kriegesgeschrei. Sie wurde mit wilden Hurrahs empfangen, die Riflemen des ersten Gliedes knieten nieder, eine Salve folgte ihren Hurrahs, und eben so viel mexikanische Reiter, als der Riflemen sich im Gliede befanden, stürzten zu Boden. Es kam nun zum Handgemenge, und bald war die Ebene mit Leichen bedeckt.

Taylor leitete von demselben Punkte aus, wo er am verfloffenen Tage den mexikanischen Parlamentair empfangen, das Gefecht. Er bemerkte, daß General Woll, den er mit dem Detail der Bewegungen beauftragt, in dem Augenblick, in dem die mexikanische Kavallerie mit den Riflemen im Kampfe verwickelt war, mit dem Gros der Armee vorging, daß dieses aber zu schwanken und wieder zurückzugehen begann. Eben gab Taylor frischen Truppen den Befehl, dieselben zu unterstützen, als ihm eine Kugel durch den Kopf fuhr. Durch ein eigenes Zusammentreffen wurde in demselben Momente Santana das Pferd unter dem Leibe getödtet; doch nahm er eben so wenig, als Taylor, irgend einen Schaden. Die von Taylor abgesandten frischen Truppen warfen die ermatteten, seit 40 Stunden von Hunger und Durst gequälten Mexikaner, deren Niederlage durch die Bewegung entschieden war; Santana trat den Rückzug an, eine beträchtliche Anzahl von Todten auf dem Schlachtfelde zurücklassend. Es regnete immer heftiger, es war noch nicht 3 Uhr, und doch schien es, als wolle die Nacht einbrechen. Die Amerikaner verfolgten den Feind nicht.

Für beide Heere war der Tag mörderisch gewesen. Die Amerikaner hatten 2000 Mann, die Mexikaner doppelt so viel eingebüßt. Erwägt man, daß Santana ein Reservecorps unter General Vasquez nicht an sich ziehen konnte, daß er den Kampf unter den ungünstigsten Umständen führen mußte, so sieht man ein, daß sich aus dem ungünstigen Erfolge auf die militärische Untüchtigkeit der Mexikaner keinesweges schließen läßt. Beide Heere lagerten in der Nähe des Wahlplatzes. Bei der Zählung der Todten machte man die Bemerkung, daß die Mehrzahl der Mexikaner durch Kugeln, die Mehrzahl der Amerikaner durch Lanzen und Bajonettstöße gefallen waren. Uebrigens ereignete sich abermals, was sich nach fast allen bedeutenderen Ereignissen dieses sonderbaren Krieges ereignete: keine Partei wollte geschlagen seyn; in Mexiko wurde ein Tebeum gesungen, in New-York das Bulletin des Sieges von Buena-Vista publizirt.

Ein am 25. unter Santana's Zelt gehaltener Kriegsrath entschied, daß die Armee auf Agua-nueva zurückgehen sollte, wo man einiges braniges Wasser zu finden hoffen dürfte. Santana selbst begab sich nach San-Luis-Potosi, wo er am 8. März unter Glockengeläute von den Acclamationen einer enthusiastischen Menge empfangen ward. Während er indes seinen Einzug in San-Luis-Potosi hielt, hatte ein neuer Aufstand gegen die demokratische Regierung, die sich in dem Vice-Präsidenten Gomez Arias personifizierte, in Mexiko stattgefunden. Ein Theil der Truppen hatte sich für, der andere gegen ihn erklärt; kein Theil siegte, denn keiner wagte einen ernstlichen Angriff. Neun und zwanzig Tage dauerte dieser Zustand der Unruhe und Unsicherheit, der täglichen Meutereien. Nur Santana's Anwesenheit vermochte es, die Ordnung wieder herzustellen. Da der Aufstand nur dem Vice-Präsidenten Gomez Arias gegolten, so stellte sich mit Santana's Uebnahme der Präsidentschaft die Ruhe allmählig wieder her, doch leider mehr anscheinend als in der That, denn der Aufstand gegen Arias hatte abermals die Proletarier den bemittelten Klassen gegenübergestellt, und das Gefallen des mexikanischen Pöbels an Raub und Mord war von neuem geweckt worden.

## VI.

Waren schon die Niederlage von Buena-Vista und das Wiedererwachen des Bürgerkrieges zwei schreckliche Schläge für die Republik, so führte ein neuer Unfall sie noch einen Schritt näher zu ihrem Untergang. Die Stadt Vera-Cruz nebst dem Fort von St. Juan d'Ulloa hatten den Generalen Scott und Worth, die im Anfange des März mit einem Corps von 12,000 Mann auf der Insel Sacrificios gelandet waren, ihre Thore eröffnet. Die Beschie-

sung zu Lande, wie zur See, hatte am 19. März begonnen, am 27sten wurden die Grundlagen einer Uebereinkunft unterzeichnet, am 29sten ergaben sich die Stadt wie das Fort, und 4000 Mann, welche die beiden Besatzungen bildeten, streckten in Gegenwart der feindlichen Truppen das Gewehr. Mit einem Jubelgeschrei begrüßte die amerikanische Flotte und Armee die gestirnte Flagge, als sie, die mexikanische Tricolore ersetzend, vor den eroberten Wällen herabwehte; das Recht des Stärkeren hatte seine Weihe erhalten.

Mit der Einnahme von Vera-Cruz trat der Krieg in eine neue Periode. Zwar konnte schon vorher der Ausgang desselben nicht zweifelhaft sein, indessen genügten die Besatzung der reichsten Provinzen Mexiko's und einige glänzende Siege nicht, die Operationen mußten auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, der Kreis, in dem die mexikanische Regierung sich eingeschlossen sah, mußte so viel als möglich verengert werden. Nichts war geschehen, so lange ihr ein Weg, auf dem sie entflüpfen, ein Platz, in dem sie sich wehren konnte, blieb. Man mußte auf Mexiko losgehen und den Schrecken des Krieges in die Hauptstadt der Republik tragen, wenn man den Häuptern derselben die Bedingungen entwinden wollte, die den Streit endigen konnten. Während man in den schon eingenommenen Provinzen Taylor's System, nach welchem die militärischen Operationen mit der Colonisation Hand in Hand gingen, weiter verfolgte, mußte in dem zwischen Vera-Cruz und Mexiko liegenden Theile des Landes eine neue Taktik zur Anwendung kommen. Hier durfte man nicht daran denken, Ansiedelungs-Unternehmungen vorzubereiten; es galt, einen kurzen, entscheidenden Feldzug zu machen, um so schnell wie möglich nach Mexiko zu gelangen. Es war der General Scott, der diese Rolle zu übernehmen hatte. Der Feldzug, welchen er eröffnet hat, ist noch nicht beendet, doch läßt sich der Ausgang desselben bereits voraussehen.

Am 16. April, 18 Tage nach der Einnahme von Vera-Cruz, brach die amerikanische Armee, die bis dahin hier stehen geblieben war und deren Gesundheits-Zustand bereits zu leiden begann, gegen Mexiko auf. Von Vera-Cruz aus erhebt sich allmählig das Terrain, und eine marschirende Armee trifft auf mehr als ein Desfilée, im Stande, sie aufzuhalten. Eines der gefährlichsten, das von Puente-nacional, war, wie die Amerikaner wußten, vom Feinde geräumt worden; die Mexikaner hatten alle ihre Kräfte auf einem noch gefährlicheren Punkte, am Cerro-grande, konzentriert, wo sie noch einmal das Glück des Krieges versuchen wollten. Es ist unmöglich, das Desfilée von Cerro grande zu umgehen; die amerikanische Armee, die auf Mexiko anrückte, mußte diese furchtbare Schlucht passieren, und hier beschloß Santana sie zu erwarten. (Schluß folgt.)

## Polen.

### Die Jungfrau von Orleans, ein Bruchstück aus der Geschichte Frankreichs.

Von Karl Libelt.\*)

Diese neueste Arbeit des bekannten polnischen Kritikers ist eine Frucht ein-förmiger Gefängnißstunden.\*\*) Wer eine Ahnung hat von den Gefühlen, welche im Angesicht der jüngsten politischen Ereignisse das Herz der nationalen Polen erfüllen, wird es erklärlich finden, daß eben jetzt der Sinn sich dem historischen Wunder zuwendet, das eine gefallene Welt aus der Ohnmacht rettete. Wenn Libelt, bevor er dieses Wunder selbst betrachtet, die Zustände zerlegt, in denen Frankreich vor dem Auftreten der rettenden Jungfrau schwebte, so zieht er, ohne es deutlich auszusprechen, eine Parallele zwischen dem damaligen Frankreich und dem heutigen Polen. Er scheint zeigen zu wollen, daß es Zeiten giebt, welche das Wunder nothwendig machen, Zeiten, in denen plötzlich, wie von obenher und unmittelbar, die Vorsehung in den Gang der Ereignisse eingreifen muß, um gewaltsame Katastrophen herbeizuführen. Für diesen Gedanken bereitet er geschickt vor durch den Nachweis, wie Gott immer und überall in der Geschichte wirkt; im Heidenthum stets unmittelbar, als eine Macht, welche das Menschengeschlecht blindlings leitete und selbständig alle die großen Thatfachen ausführte, welche aus dem Aberglauben zu uns herüberleuchten; das Christenthum entthronte diesen autokratischen, alle menschliche Freiheit absorbirenden Gott und befreite das Individuum zum eigenen Denken und Handeln. Das Mittelalter mit seiner Wunderwelt unterwarf zwar wieder die individuelle Freiheit dem festen, durch die Kirche allein erkannten und repräsentirten göttlichen Willen, der noch ein äußerlicher Befehl blieb, aber die nachmittelalterliche Zeit führte alle Freiheit wieder auf den Menschen zurück. Gott offenbarte sich nur durch den Menschen und konnte sich nur durch ihn offenbaren. Es geht hieraus hervor, daß dieser aus Hegel'scher Geschichtsanschauung gebildete Gedankenzusammenhang das Wunder nur als etwas Subjektives darstellt.

An dieser Auffassung ärgert sich ein Referent im Przeglad Poznański und tadelt Libelt, daß er den Standpunkt der katholischen Kirche mit dem der deutschen Ideologen verwechselt habe. Die Jungfrau von Orleans könne nur im echten katholischen Glauben begriffen und dargestellt werden, der Philosoph könne von der Erscheinung nur das Skelett, ein abstraktes Phantom, statt konkreter Wirklichkeit geben. Die Poesie und der Glaube mögen ihr Recht behalten, der kalte Verstand allein soll sich dem Kunstwerk nicht nahen; mit

\*) Posen, Supasiski, 1847.

\*\*) Einer in Berliner Zeitungen enthaltenen Notiz zufolge, hat Herr Libelt diese Schrift in der Zeit der gegen ihn schwebenden Untersuchung, als Teilnehmer an der Polen-Verschwörung, abgesetzt, und ist dieselbe mit Erlaubniß der preussischen Untersuchungsbehörde dem Druck übergeben worden.

Recht tadelt unser Dichter den Spott, der das edle Bild der Menschheit verhöhnt:

Krieg führt der Wis auf ewig mit dem Schönen,  
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;  
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,  
Den Wahn bekriegt er und verlegt den Glauben.

Das Wunder gehört dem Herzen, und nur was das Herz geschaffen, lebt nach den Worten desselben Dichters unsterblich. Aber es ist zu unterscheiden zwischen menschlichem Wis und historischer oder philosophischer Untersuchung. Libelt spricht von der Jungfrau nicht mit der Begeisterung des Poeten, sondern mit der wissenschaftlichen Ruhe des Historikers. Er will in dem Subjektiven und Individuellen die objektive Wahrheit und den Zusammenhang des Individuums mit der Nation, mit der Menschheit finden, will zeigen, wie Alles endlich in der Geschichte sich objektiv gestalten muß. Als ob er das Kunstwerk, das Schöne, was in dem Wunderbaren liegt, nun nicht anders unverlegt lassen könnte, als von dem Boden der katholischen Kirche her! Stand denn Schiller auf diesem Boden? Und doch mußte es der Dichter, wenn es überhaupt Einer mußte, weit mehr, als der Historiker. Der polnische Kritiker, welcher noch sehr fest auf dem Boden der alten Kirche zu stehen scheint, findet es ungereimt, wenn Libelt entwickelt, die göttliche Unmittelbarkeit sey in der Geschichte nicht mehr erkennbar, die äußerlich operirende Macht aus ihr verschwunden, und die göttliche Vernunft, die einst im Wunder wirkte, sey nun erst wahrhaft in die Geschichte eingetreten, da sie durch den freien Willen des Menschen vermittelt werde. Dagegen beruft der polnische Referent sich auf die zahllosen Heiligen der Kirche, durch welche noch immer der göttliche Wille sich unmittelbar offenbare, auch die Jungfrau sey ein göttliches Gefäß, mit höheren prophetischen Gaben erfüllt. Die Ertheilung dieser Gaben sey ein selbständiger, göttlicher Akt. Von dieser Auffassung aus treffen dann den Verf. Urtheile, welche den ganzen Werth seiner Arbeit in Abrede stellen.

Dem philosophisch gebildeten Leser wird schon eingeleuchtet haben, daß eine solche Kritik an den Standpunkt des Verf. noch nicht heranzubringen im Stande ist. Ihr mußte freilich die Bearbeitung von Görres mehr gefallen, als die vorliegende; denn sie fand dort noch die unbedingte Hingebung an das Materielle und Faktische, während hier das Thatsächliche in den Gedanken erhoben und so eigentlich das Wunder in der Jungfrau zu seiner wahrhaftigen Objektivität gebracht ist. Was das rein Geschichtliche anlangt, so hat Libelt sich an Michelet's Darstellung angeschlossen, die er mit seiner sinnreichen Reflexion durchweht hat: neue Materialien hat er nicht hervorgezogen, und schon die Umstände, unter welchen die Schrift entstanden, lassen schließen, daß eine Benützung der Quellen dabei nicht stattgefunden. Das Ganze zerfällt in fünf Abtheilungen: I. Einleitung; II. die politische Lage Frankreichs vor dem Auftreten der Jungfrau; III. die Jungfrau von Dom-Remy; IV. Prozeß und Tod der Jungfrau von Orleans; V. endliche Befreiung Frankreichs und Rückkehr des Glaubens an die Jungfrau. Polono-Germanus.

### Mannigfaltiges.

— Der Dichter der Undine und seine Zeit. Ein literarisches Album vom mannigfaltigsten Interesse sind die so eben erschienenen Briefe an Fouqué.<sup>\*)</sup> Auf dem Titelblatte des Buches sind zwar nur Chamisso, Chezy, Collin, Eichendorff, Gneisenau, H. Heine, E. T. A. Hoffmann, Franz Horn, Immermann, Jung-Stilling, Just. Kerner, H. v. Kleist, Wih. Müller, Nicolovius, Jean Paul, Rückert, Schelling, A. W. v. Schlegel, Friedr. Schlegel, Dorothea Schlegel, Gust. Schwab, F. L. Stolberg, Uhland und J. P. Voss genannt, doch finden sich in der Sammlung noch viele andere berühmte und geschätzte Namen. Fouqué, der in der Zeit von 1810 bis 1820 auf der Höhe seines Ruhms stand, sah sich in diesem Jahrzehend selbst von den Besten in Deutschland gefeiert, während von da ab eine plötzliche, fast allgemeine Erkaltung gegen ihn eintrat, und so ist es denn auch fast nur jene Periode, aus der die hier gesammelten Briefe stammen. Hitzig, der in wenigen, aber, wie wir es von ihm gewohnt sind, treffenden Zügen eine Lebensskizze Fouqué's mittheilt, erzählt uns, dieser habe sich von der unglücklichen Idee nicht trennen können, daß er von einer politischen Partei verfolgt werde, besonders nachdem er in einem durch Kogebue's Ermordung veranlaßten Gedichte die deutsche Jugend vor dem Beispielen Sand's gewarnt. Das war ihm die Ursache der Abnahme des großen Beifalles, mit dem bis dahin seine Dichtungen vom Publikum wie von allen Edleren der Nation begrüßt worden waren. Einer so kindlichen Natur, wie Fouqué, mußte freilich der eigentliche Grund entgehen: daß nämlich sein poetisches Talent, wie sehr es auch und mit Recht bewundert ward, sich doch nur in einem sehr umgränzten Kreise zu bewegen vermochte, und daß, nachdem die Zeit, die gerade für seinen Kreis der Poesie, für den der ritterlichen

Heldensage, Sinn und Aufmerksamkeit hatte, vorüber war, nothwendig auch das Interesse für ihn, der mit seiner Poesie ganz identisch war und außerdem nichts zu schaffen vermochte, hat erkalten müssen. Die hier vorliegenden Briefe von mehr als fünfzig der ausgezeichnetsten Männer und Frauen Deutschlands sind übrigens ein schönes Zeugniß nicht bloß für das von Allen bewunderte Talent, sondern auch für das nicht minder von Allen geschätzte Herz des ritterlichen Sängers. Besonderes Interesse hatten die Briefe E. T. A. Hoffmann's für uns, weil darin über das Entstehen und die Ausführung der von dem Verf. der „Phantastestücke“ komponirten Oper „Undine“, die vielleicht auch heutzutage noch eine anziehende Erscheinung auf der Bühne seyn würde, manche, für Hoffmann wie für Fouqué überaus charakteristische Notiz gegeben wird. Aus einem Briefe Wilhelm Müller's, des früh verstorbenen Sängers der „Griechenlieder“, wollen wir eine Anekdote mittheilen, die zur Geschichte der Censur, in einer Zeit, wo noch kein Obercensurgericht existirte, nicht uninteressant ist:

„Es wird Ihnen vielleicht (schreibt Wilhelm Müller aus Berlin vom 14. Febr. 1816, nach Uebersendung der von ihm herausgegebenen „Bundesblüthen“), nicht unangenehm seyn, eine durch die Herausgabe unserer „Bundesblüthen“ veranlaßte Anekdote zu hören. Unser Büchlein erschien nämlich unmittelbar nach der königlichen Verordnung gegen geheime Bünde und ward mit beiliegenden Ankündigungs-Bersen dem Censor, Herrn Geheimen Staatsrath Kersner, übersandt. Dieser gab es aber ungelesen mit der Frage zurück: ob die Maurerische Buchhandlung das königliche Verbot nicht kenne? Dieses Mißverständnis ward nun zwar bald gehoben, aber die Berse zur Ankündigung wollte der Censor durchaus nicht passieren lassen, meinend, sie könnten mißdeutet werden. Dafür schob er uns wider unser Wissen und Willen die Anzeige unter, die in den Berliner Zeitungen abgedruckt ist und die ich Ihnen hier ebenfalls belege. Wir beschwerten uns deswegen bei dem Censor, aber er ließ sich verlauten, das Wort Freiheit käme zu oft in jenen Versen vor, und als ich ihm erwiderte: ob denn der König nicht selbst aufgerufen hätte, für die Freiheit zu kämpfen? so meinte er: Ja, damals!“

— Ein Brief von Oliver Cromwell. Bekanntlich hat Carlyle in seiner Biographie Oliver Cromwell's, über die wir auch in unserem Magazin Bericht abgestattet haben, den Protektor von den schweren Anklagen zu reinigen gesucht, mit welchen die Autorität früherer Geschichtschreiber, und namentlich Hume's, sein Andenken belastet hat. Mag auch das Ideal, welches Carlyle gezeichnet, der historischen Wahrheit ziemlich fern stehen, so scheint doch so viel erwiesen, daß der Religionseifer des Protektors keinesweges eine bloße Maske war, die ihm zur Verschleierung seines wahren Charakters diente, indem selbst in den vertrautesten Beziehungen mit seiner eigenen Familie, wo alle Täuschung überflüssig war, dieselbe ascetische Frömmigkeit durchblickt, die er in seinen öffentlichen Reden und Schriften an den Tag legt. So theilt die irische Gesellschaft der Alterthümer in einem neulich erschienenen Bande ihrer Memoiren (Miscellany of the Irish Archaeological Society) einen Brief Cromwell's an seinen zweiten Sohn Heinrich, Oberbefehlshaber in Irland, mit, der zwar manches verständige Wort enthält, aber in einen eben so dunklen, schwerfälligen Styl abgefaßt ist und ähnliche pietistische Floskeln in sich schließt, wie andere von ihm herrührende Dokumente, welche den Spott des skeptischen Hume erregten. Er lautet wie folgt:

„Heinrich! Ich habe Deinen Brief empfangen und auch einige gelesen, die Du an Andere geschrieben, und bin überzeugt, daß Du eine schwere Last zu tragen hast, und daß, wenn der Herr nicht mit Dir ist, um sie tragen zu helfen, Du in einem traurigen Zustande seyn wirst. Was ich von Deinem Betragen höre, freut mich zu hören; sey stets bemüht, ohne Schuld zu seyn und Dich bei jeder Gelegenheit auf Gott zu verlassen, um Seine Gnade zu verdienen. Flehe zum Herrn, Dir ein reines, einfältiges Herz zu geben. Sey nicht zu mißtrauisch, damit Dein Argwohn Andere nicht beleidige; wisse, daß Deine Rechtschaffenheit Dich erhalten und beschützen wird. Ich denke, die Anabaptisten sind zu tadeln, daß sie mit Dir unzufrieden sind; das ist ihre Schuld und wird Dich nicht verletzen, so lange Du mit Einfalt des Herzens den Ruhm Gottes zu Deiner Sorge machst. . . . Ich habe selbst mit störrischen Leuten zu thun und bin nicht ohne meine Prüfungen; ich weiß, daß sie schwach sind, weil sie Andere so absprechend verdammen, und bin nur deswegen über sie erbost, weil sie Anderen zu Schaden suchen, indem sie dieselben erst der Anchristlichkeit beschuldigen und dann ihres Unterhalts berauben. . . . Fürchte nicht, daß ich Dir andere Leute senden werde, als solche, die Männer von Ueberlegung sind, der Frömmigkeit hold und Freunde der Gerechtigkeit. Hüte Dich endlich vor allen Bemühungen, die ein großes Vermögen zu gründen. Es würde Dir ein Fallstrick seyn, man würde Dich bewachen, böse Menschen würden dadurch in ihrer Habsucht bestärkt werden; es ist ein Uebel, welches Gott verabscheut. Ich bitte Dich, gedenke meiner Worte. Wenn der Herr mir nicht helfe, so wäre ich verloren; aber ich lebe und werde leben und durch seine Gnade Barmherzigkeit finden. Der Gott aller Gnade erhalte Dich. Ich verbleibe Dein liebender Vater Oliver P. (Protektor). — Das Schreiben ist vom 21. April 1656 datirt und „an meinen Sohn Harry Cromwell“ adressirt.

\*) Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Mit einer Biographie von Julius Ed. Hitzig und einem Vorwort und biographischen Notizen von Dr. H. Kletke, herausgegeben von Albertine Baronin de la Motte Fouqué. Berlin, W. Koll und Comp., 1847.

\*) Von G. Graf v. Blankense, Wih. Hensel, Fr. Graf v. Kalkreuth, Wih. Müller, und W. v. Studnik.